

Die neue Heimat mit Händen greifen

In internationalen Gärten wird nicht nur gesät und geerntet. Die täglichen Gespräche bei der Gartenarbeit sind für viele Migranten der erste Schritt, sich auch Deutschen leichter zu öffnen

Globalisierung ist ein großes Wort mit vielen Facetten: Die einen denken global, die anderen produzieren global, manche kassieren sogar global ab. Und wieder andere gärtnern global und dabei wird die Welt so klein, dass selbst fern gelaubte Grenzen mit einem Schritt überwindbar sind. Wie zum Beispiel in Berlin-Köpenick: Im so genannten Wuhlegarten liegt die Welt auf 4000 Quadratmetern dicht beisammen. Hier haben Argentinien und Italien eine gemeinsame Grenze, und von Ägypten kann man einfach in die Ukraine hüpfen. Hier gedeiht vietnamesischer Koriander neben kasachischem Sauerampfer, schmiegt sich italienischer Fenchel an bosnische Strauchbohnen. Und so friedlich wie die Vegetation kommen auch die Gärtner daher. Es sind Migranten aus neun Nationen, die sich über die 18 Parzellen des Schrebergartens verteilen. Keine zufällige Mixtur: Der Wuhlegarten ist einer von mittlerweile fünfzehn Internationalen Gärten in Deutschland. Und hier geht es um weit mehr als grüne Bohnen und rote Rosen.

Erste Kontakte knüpfen

Denn natürlich wird in den Gärten nicht nur Erde umgegraben. Hier wird zunächst das Sich-Einfinden praktiziert und das Reden in fremder Mundart. "Mit Menschen zu sprechen, die Deutsch auch nicht so gut beherrschen, fällt mir viel leichter", bestätigt Gabriella Dieci, die gerade Unkraut zwischen ihren Tomatenpflanzen ausrupft. Die Italienerin ist erst seit wenigen Monaten in Berlin, ihr Mann hat hier einen Job bekommen. Deutsch lernt sie zwar in einem Volkshochschulkurs, aber es zu sprechen traut sie sich trotzdem nicht. "Dabei kann sie es schon ganz gut", sagt Carlos Leonhard, "aber hier geht es vielen so wie Gabriella." Carlos hat leicht reden, denn er spricht fließend deutsch. Seine Eltern siedelten mit ihm nach Argentinien um, als er ein Kleinkind war. Vor gut einem Jahr ist er mit seiner Frau Maria aus Buenos Aires zurückgekehrt - die Wirtschaftskrise hatte dem Paar das Überleben dort unmöglich gemacht. Seit fast einem Jahr kommen die beiden täglich in den Wuhlegarten, eine willkommene Abwechslung im noch fremden Alltag und der Arbeitslosigkeit. Der Garten ist für sie ein Platz zum Ankommen, hier trifft man sich und knüpft zwanglose Kontakte. Die täglichen Gespräche bei der Gartenarbeit mit den anderen Zugewanderten, so erklärt Carlos, seien für viele der erste Schritt, sich anschließend auch Deutschen zu öffnen.

Tiefe Wurzeln schlagen

In den Internationalen Gärten wird vieles begriffen: Zuerst mit den Händen, dann mit Seele und Verstand. Menschen können sich bei vertrauten Tätigkeiten austauschen, einander mitteilen und andere etwas lehren. Sie lernen dabei nicht nur etwas über die (Ess-)Kultur der anderen Migranten, sondern auch die deutsche Sprache, denn diese ist in den Internationalen Gärten allen gemeinsam.

Der erste Anstoß zur Gründung der Internationalen Gärten im Jahr 1995 kam noch ohne diesen redegewandten Überbau aus. Eine Göttinger Sozialarbeiterin hatte damals bosnische Flüchtlingsfrauen gefragt, was ihnen wohl in Deutschland am meisten fehle. Und die hatten spontan geantwortet: "Unsere Gärten." Ein Jahr später wurde in Göttingen der erste Internationale Garten aus der Taufe gehoben. Mittlerweile ist er nicht nur so erfolgreich, dass Ex-Bundespräsident Johannes Rau ihn als hervorragendes Integrationsprojekt mit einem Preis gewürdigt hat, sondern zeigt auch viele neue Triebe.

"Die Internationalen Gärten sind Passagen zwischen Herkunfts- und Ankunftsland", erklärt Ingrid Reinecke, "hier können die Zuwanderer ankommen und sich neue

Lebenszusammenhänge bahnen." Reinecke arbeitet bei der Stiftung Interkultur in München, die Internationale Gärten ideell, beratend und mit Spenden unterstützt.

Neue Früchte ernten

Die Zielsetzung der Gärtner erläutert Carlos Leonhard: Zuerst die Kommunikation unter den Migranten fördern, dann den interkulturellen Dialog mit den Deutschen, danach würden sie einen interreligiösen Dialog anstreben und zuletzt wollten sie etwas gegen die Fremdenfeindlichkeit im Lande bewirken. Denn egal, ob sie vor Krieg oder Verfolgung flohen, einer Arbeit hinterher reisten oder in das Heimatland der Ureltern zurückkehrten - fremd fühlen sich fast alle Migranten anfangs in Deutschland. "Ich vermisse die Wärme und den Körperkontakt", sagt zum Beispiel Maria Leonhard. Die Argentinierin lebt hier auch "ruhig und zufrieden". Doch die Offenheit und die Umarmungen vermisst sie bei den reservierten Deutschen sehr.

In vielen Städten sind die Internationalen Gärten mittlerweile weit mehr als bunte Gartenkolonien: Sie fungieren als Arbeitgeber für befristete Jobs der Arbeitsagentur, als Organisatoren für Sprach- und Alphabetisierungskurse sowie allerlei Bildungsveranstaltungen. Sie beteiligen sich oft an Netzwerken - in Berlin beispielsweise im Förderverein Lokale Agenda 21 und dem Netzwerk für die Integration von Migranten. Und sie sind Anziehungspunkt für unterschiedlichste Besucher: Kindergartengruppen, Touristen aus Übersee, Schulklassen und Studenten.

Besucher können auch dem 69-jährigen Mark Baier aus der Ukraine zuschauen, wenn er Rote Bete für den russischen Eintopf erntet. Oder sich am Blumenmeer freuen, mit dem er seine Gemüsebeete eingesäumt hat. Überhaupt: Die "russische Zone" des Schrebergartens ist besonders liebevoll angelegt: mit kleinem Teich, Hochbeeten, umwucherten Rankgittern und einem Zelt pavillion. "Die Russen sind hier etwas expansiv", feixt Carlos.

Und auch der einzige deutsche Gärtner im Wuhlegarten blieb sich treu: Auf einem Hochbeet seiner Parzelle thront stolz ein Gartenzwerg.